

Und wenn alles ganz anders wäre

Reflexionen zu Kreativität, Schule und anderen Welten
Symposium zur Ausstellung Bauplatz Kreativität_12. September 2015, Basel

Jürgmeier

Liebe Anna zum Ersten

«Phantasielos!», schrieb mir der Sekundarlehrer vor Jahrzehnten unter einen dieser beliebten Ferienaufsätze. Hätte er gewollt, dass ich von anderen Ferien erzählt hätte als von denen, die ich erlebte? Was konnte ich dafür, dass wir immer nur Wandern gingen, nie über die Schweizer Grenze hinaus kamen? Hätte ich den Steinbrocken auf dem Piz Languard, der, durch mein Herumstolpern ausgelöst, gegen das Schienbein meiner Mutter rollte, grösser und schwerer machen sollen, so dass sie nicht mit einem kleinen Kratzer und etwas grösserem Schrecken davongekommen, sondern Richtung Georgy's Hütte – in der wir später ein Bündner Plättli assen – vom Gipfel gestürzt wäre und mein Kinderleben womöglich aufregender verlaufen wäre als in Wirklichkeit?

«Auch in diesem Jahr heisst es basteln, malen, spielen, nähen, sticken, stricken, häkeln, klöppeln, weben etc.», verkünden die «Kreativ Tage Berlin 2015». Der «Kreativ Beton Shop» fordert uns auf, alle Vorurteile, «die Sie bisher in Bezug auf Beton gepflegt haben», aufzugeben, denn: «Kreativbeton ist anders». «Volltoll» bietet «Kreatives für Haus und Hof». Die «Kreativ-Höhle» vertwittert als Spezialität «kleine Drachen aus Polymer Ton». Und die Website «Denkmotor» verpasst innovativen Unternehmen einen regelrechten «Kreativitäts-Kick». Die Seite «indeed.ch» ist ein Eldorado für kreative Arbeitslose, denn da werden sie gesucht und gebraucht. Der Koch oder Jungkoch, der «kreativ, flexibel und aufgestellt» ist. Der Springer oder die Miterzieherin, vorausgesetzt «einsatzfreudig, flexibel, kreativ und belastbar». Auch das Elektrochemie-Genie muss neugierig und kreativ sein, die Fachberaterin im Bereich Mutter-Kind «kreativ, überlegt, in sich ruhig».

Aber irgendwann, werden Sie womöglich sagen, ist's mit dem «kreativ-göttlichen Kind» – das im «Healing-Arts Workshop» angesprochen werden soll – vorbei, aber keine Angst, dann wird kreativ gealtert, dank unseres gut trainierten «kreativen Muskels». Wenn gar nichts mehr geht und man «irgendwie kreativ sterben» will – wie einer auf «gutefrage.net» schreibt –, dann hilft einem oder einer die Website mit dem Titel «Schöner sterben» weiter. Die verbreitet «ein paar Möglichkeiten zum kreativen Selbstmord». Ange-

hörige sind beim «Verein für Trauerarbeit» gut aufgehoben. Der «geht das Thema Tod, Sterben und Trauer kreativ an». Zum Beispiel mit Theater, Trommel und Tanz.

Sie sehen – Kreativität ist angesagt. In allen Lebenslagen. Sindsi doch es bizzeli kreativ! Lautet der tägliche Marschbefehl. Arbeiten und Chillen, Produzieren und Konsumieren, Wohnen und Flüchten, Leben und Töten, Sterben und Trauern und was sonst noch so zum Leben gehört – alles bitte schön kreativ. Kreativität wird allerorten und von allen gefordert – nicht nur in sämtlichen Künsten, explizit kreativen Berufen und Kunsthandwerkereien aller Art, sondern auch in Wissenschaft, Wirtschaft und Politik, am Arbeitsplatz sowie in der Freizeit und natürlich in der Schule.

Der Lehrplan 21, der viel geprügelte, ist voller kreativer Kompetenzen. Nicht nur im Musikunterricht wird der Kreativität «grosse Bedeutung zugemessen», auch beim Tastaturschreiben sollen einem die Buchstaben mit «kreativen Übungen» blind vertraut gemacht werden, mit Texten wird ein «kreativer Umgang» gepflegt, Erkenntnisse sollen die Lernenden «kreativ und konstruktiv» umsetzen, an der «Mediengesellschaft selbstbestimmt, kreativ und mündig teilhaben», bezüglich ihrer Lernstrategien «kreative Lösungen entwerfen» und sogar die Mathematik kreativ betreiben lernen. Alles damit sie den «jeweiligen Anforderungen der Bildungs-, Berufs- und Arbeitswelt wie Belastbarkeit, Leistungsbereitschaft, Flexibilität, Pünktlichkeit, Sorgfalt und Kreativität gewachsen sind.»

Liebe Anna zum Zweiten

Die Angst ist immer noch da. Phantasielos, nichts Neues, zu wenig kreativ. Hämmer es in meinem Kopf. Ausgerechnet bei einem Referat über Kreativität. Vor vielen Jahren, da hatten wir beide uns noch nicht entdeckt, wurde ich vom Verlag – in dem ein Buch von mir und einem Freund zu den Zürcher Unruhen erschienen war – an die Frankfurter Buchmesse eingeladen. Die in mehreren Hallen gestapelten Neuerscheinungen entmutigten mich – ich öffnete keines der Bücher, um darin zu lesen; aus Angst, zu erkennen, dass alles schon geschrieben, alles schon gesagt war, was ich noch hätte sagen oder schreiben können.

«Es gibt keinen Neuschnee», schrieb Kurt Tucholsky noch vor dem grossen Morden, «Immer sind da Spuren, und immer ist einer dagewesen, und immer ist einer noch höher geklettert als du es je gekonnt hast, noch viel höher.»

Aber muss Kreativität immer etwas Grandioses, etwas noch nie Dagewesenes, Einmaliges hervorbringen? Ist nicht auch Peter Bichsels Erfinder, der noch einmal das Fernsehen entwickelte, weil er ausserhalb der Städte lebte und sein Haus nie verliess, nicht mitbekam, dass sie weltweit längst in die Röhre schauten, ein kreativer Mensch? Geht nicht jede und jeder für sich all-täglich neue Wege, auch wenn sie längst auf Google Earth registriert, alle nur Vintage sind?

Erstaunlicherweise tröstete mich die Wahrscheinlichkeitsrechnung, obwohl ich nach erfolgreicher Absolvierung eines mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums für immer mit der Mathematik abgeschlossen hatte. Es würde nie

passieren, dass ich fünf Sätze hintereinander schriebe, die so und genau so jemand schon geschrieben hatte oder jemals schreiben würde.

So begrüßenswert es auch sein mag, dass Kreativität aus dem berühmten kleinen Gärtchen in die grosse weite Welt hinaus gelassen und dort sogar ernst genommen wird – wo alle nach Kreativität rufen, sind Vorsicht und Zweifel gefragt. Wenn Kreativität in Kursen angeboten und verbindlich in Curricula aufgenommen wird – ist das ein Erfolg für die Kreativität oder der ultimative Triumph der Verschulung unseres ganzen Lebens? Was geschieht in dieser rundum kreativen Welt mit dem Schüler – der auch eine Schülerin sein könnte –, der den Aufsatz zum Thema «Carpe diem» nach fünf Minuten und drei Zeilen mit dem Satz abschliesst: «Ich gehe jetzt den Tag geniessen»? Und es auch wirklich tut. Was passiert mit Mitarbeitenden eines Rüstungsbetriebs, die – statt kreativ und brav energie-effizientere Waffensysteme zu entwickeln – die weisse Fahne schwenken und, Stichwort Konversion, digitale Landkarten für internationale Friedensmärsche produzieren?

Was in Stellenausschreibungen, Pflichtenheften für Mitarbeitende und Lernzielen gefordert wird, meint keine visionäre, sondern eine weitgehend vereinnahmte und verzweckte Kreativität. Die sich den vorgegebenen Rahmenbedingungen und dem Gesetz der Nützlichkeit unterwirft. Profitable Ideen liefert, neue und, vor allem, brauchbare Produkte sowie Dienstleistungen kreiert beziehungsweise vermarktet. Ohne zu fragen, welche Folgen die Bereitstellung von immer mehr Überfluss und Nutzlosigkeiten, das heisst wirtschaftliches Wachstum ohne Ende hat. Ohne, wie wirklich kreative Prozesse, ins Unbekannte vorzustossen. Kreativität, die keine Grenzen überschreitet, stellt die vorgegebene Aufgabe – zum Beispiel eine Bombe zu entwickeln, die möglichst gezielt tötet – nicht in Frage, sondern löst sie – kreativ.

Wer den Zaun überklettert, stört die kreative Ruhe und begibt sich in Gefahr. Iris Kolhoff-Kahl weist in ihrem Buch «Textildidaktik» darauf hin, dass kreative Kinder häufig in «grossen sozialen Stress» gerieten, «weil sie sich mit ihren Ideen ausserhalb der Gruppe bewegen. Sie müssen häufig auch Einsamkeit und Isolation ertragen können». Kreative Lernende – die sich mit «Autoritäten, Konventionen und Zwängen kritisch» auseinandersetzen – würden von Lehrpersonen häufig als «unbequeme Schüler» oder «Störer» gesehen.

Ein mir nicht wirklich bekannter Kollege, der sich das leisten konnte, bezahlte seine kreative Provokation im Rahmen der Physik-Matur mit der Punktzahl 0. Auf die Frage, wie mit einem Barometer die Höhe eines Turms bestimmt werden könne, gab er nicht die geforderte und ihm durchaus vertraute Antwort, sondern notierte zwei andere Lösungen:

- a) Den Barometer vom Turm werfen, die Zeit bis zum Aufprall stoppen und mit der Beschleunigungsformel die Höhe berechnen.
- b) Dem Turmwächter den Deal anbieten, wenn er ihm die gesuchte Höhe verrate, bekomme er den Barometer geschenkt.

Zugegeben, das war vor Jahrzehnten – heute gäb's dafür, kompetenzorientierte Bewertung, vielleicht ein Viertel- oder sogar ein halbes Pünktchen –, aber wird der kreative Sprung nicht immer noch häufig als Fehler oder Ungehorsam gewertet? Übrigens, wenn Sie die Lösung nicht kennen oder unsicher sind, fragen Sie beim Zmittag eine physikalisch talentiertere Kollegin beziehungsweise einen Kollegen.

Kreatives Chaos – ja, aber nur wenn alles unter Kontrolle bleibt und es sich rechnet. Sonst liessen wir, womöglich, am Ende geschäftsuntüchtig die Seele baumeln wie der Fischer in Heinrich Bölls wachstums- und kapitalismuskritischer «Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral», die neuerdings unter dem Titel «Der kluge Fischer» auch als subversives Kinderbuch erhältlich ist. Da versucht ein Tourist einen Fischer dazu zu bringen, immer wieder aufs Meer hinauszufahren und mit ertragreichem Fang zurückzukehren, damit er sich schliesslich einen kleinen, dann einen zweiten Kutter, eine Räucherei, einen Hubschrauber und vieles mehr zulegen, richtig reich werden könne. Aber der sture Fischer will nur wissen: «Was dann?» Zwar malt der Fremde nochmals das grosse Glück an die Wand: «Dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken.» Mit einem gelassenen «Aber das tu ich ja schon jetzt» beendet der Fischer die kreativ-ökonomische Mission des Touristen und erweist sich, je nach Blickwinkel, als die eigentlich kreative Figur in diesem Prosatext. Er stellt, zumindest durch sein Verhalten, das in unserer Gesellschaft weitgehend unbestrittene Wachstumsdogma – das ökonomische und soziale Probleme lösen soll – in Frage.

Liebe Anna zum Dritten

Ein wenig beneide ich dich und stelle mir die strahlenden Gesichter vor, als die Schüler und Schülerinnen mit dir ihre selbst gebauten Schiffe in einem Stadtzürcher Teich wassern durften. Dass einige Masten brachen und Segel klatschnass wurden, beweist nur, dass du selbst nicht wirklich wusstest, wie die Schiffe zu bauen waren, und ihnen das auch sagtest. Sie haben Pausen durchgearbeitet, um es selbst herauszufinden. So leicht kann kreativ sein.

Ich weiss nicht wirklich, was es braucht, um kreativ zu werden – ausser etwas Zeit zum Verlieren, aber keine verlorene Zeit, und ein Schreibgerät. Oft verliere ich mich im Material, weiche dem Schreiben aus – das war schon in der Schule so, wenn wir einen Aufsatz schreiben mussten, habe ich zuerst eine halbe, eine ganze Stunde gelesen. Der Lehrer liess mich, zum Glück. Hätte er mich auch Fussball spielen lassen, wenn ich nachher phantasievollere Aufsätze geschrieben hätte? Ich mache dies und das, ungezielt und unkonzentriert, bin unbefriedigt und ange-tan von meinen eigenen Ideen, werde ungeduldig, obwohl ich weiss – ich muss warten, das Ungezielte, das Chaotische, Enttäuschungen aushalten, und irgendwann wird es doch noch irgendwie gelingen.

In den unmöglichsten Situationen fallen mir Geschichten und Sätze zu. Unter der Dusche oder beim Putzen, beim Wandern oder beim Kochen. So dass ich zwi-

schen Herd und Schreibtisch hin- und herrennen muss, damit der Satz – der mich, wenn ich Glück habe, noch in Jahren begeistern wird – nicht verloren geht und die Polenta nicht anbrennt. Und wenn eine oder einer mir nachlief, dem Greifensee entlang, würde sie oder er sich über diesen seltsamen Jogger wundern, der immer wieder das Smartphone aus dem Rucksack reisst, es aber nicht ans Ohr presst, sondern irgendetwas in das Gerät tippt, als hätte er Angst, die fallenden Aktien zu spät zu verkaufen.

Und häufig – du ertappst mich ja immer wieder dabei – schaue ich mir beim Schreiben Talkshows, Skirennen, Tennisspiele, Krimis und Kitschfilme an. Um mich besser konzentrieren zu können. Die Welt kleiner zu machen, das Elend aus dem Kopf zu vertreiben.

«Der Bruch mit alten Vorstellungen und Normen», definiert das Internet-Lexikon *Wikipedia* das Kreative, «und die Schaffung eines neuen Paradigmas, verbunden mit der dazugehörigen Unsicherheit des Unbekannten, Unbewiesenen oder Spekultativen, verdeutlichen ..., warum Kreativität im sozialen Kontext immer wieder einen schweren Stand hatte und bis heute in vielen Gesellschaftsbereichen um Anerkennung ringen muss...»

Wer nicht nur einen neuen Weg von A nach B sucht, sondern die Frage stellt, ob es überhaupt sinnvoll sei, nach B zu gehen, und sich dann nach C, F, K oder sogar ins Unbekannte aufmacht, bedroht bestehende Selbstverständlichkeiten und Weltbilder. Kopernikus, schreibt Emmanuel Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft, habe, «nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer», versucht, «ob es nicht besser gelingen möge, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe liess.»

Der Übergang vom ptolemäischen zum kopernikanischen Weltbild macht übrigens deutlich, dass es den immer wieder kolportierten Gegensatz zwischen dem Analytischen und dem Kreativen nicht gibt. Es war eine analytische und kreative Leistung zugleich, die immer komplizierter werdenden ptolemäischen Sternbahnen zugunsten eines neuen Weltbildes, das Erde und Mensch aus dem Zentrum schleuderte, aufzulegen.

Vergleichbare kreative Sprünge beziehungsweise soziale Paradigma-Wechsel waren die Übergänge von der Monarchie zur Republik, hin zur Gleichheit der Bürger, etwas später auch der Bürgerinnen, und schliesslich zu Simone de Beauvoirs Satz: «Man ist nicht als Frau geboren, man wird es.» Der natürlich auch für Männer gilt. Damit stellte sie die für vorgegeben erklärte, aber kulturell hervorgebrachte grosse Geschlechterdifferenz in Frage. Bis auf den heutigen Tag wird gegen diesen Satz die natürliche Dualität der Geschlechter eingefordert. Offensichtlich macht die Gleichheit in individueller Vielfalt Angst, weil sie einfache Zuordnungen überwindet und am Ende niemand mehr so genau weiss, was Männchen, was Weibchen ist. Aber sie vermöchte die zu befreien, die unter den Folgen der dualistischen Ordnung leiden. Zum Beispiel jene, die vom Gefühl

befallen werden, im falschen Körper zu leben. Zum Beispiel den Mann, der sich in eine Frau mit echtem Bart verliebt, sie heiratet, irgendwann aber dem dauernden Spott der Kollegen nachgibt und die Geliebte bittet, die Haare im Gesicht wegzumachen. Schliesslich stehen die beiden einander unversöhnlich in einer dieser Talk-Shows gegenüber. «Wenn du mich wirklich liebst, schneidest du dir den Bart ab.» Verlangt er. «Mein Bart hat dich nie gestört; wenn du mich liebst, stehst du zu mir, so wie ich bin.» Entgegnet sie. In einer Welt, in der es für Menschen nicht nur zwei, sondern viele Geschlechter gäbe, müssten sie einander nicht mit Liebe erpressen.

Ob in Kunst, Wissenschaft oder Politik – echte Kreativität lässt sich nicht vereinnahmen, wirbelt Blickwinkel und Perspektiven durcheinander, verlässt das Gewohnte und begibt sich auf unbekannte Wege, womöglich ohne festes Ziel und klaren Zweck. Könnte alles ganz anders sein, als es scheint? Könnten wir es auch ganz anders machen, als wir es uns gewohnt sind? Das sind die kreativen Grundfragen. Ist die Welt so dualistisch wie unser Denken? Gibt es das eine nicht ohne das andere – Oben und Unten, Mann und Frau, Krieg und Frieden, Licht und Schatten, Leben und Tod? Ist eine Welt, in der gestorben wird, was das Zeug hält, tatsächlich die beste aller denkbaren Welten? Wer einen Gedanken denkt, ohne zu fragen, wo das endet, initiiert einen kreativen Prozess. Wer sich die Welt anders, als friedliche, gerechte und zweieckige denken, sich ein Leben ohne Leiden, Verfall und Laubbläser wirklich vorstellen kann, ändert die Welt ein klein wenig.

Kann Kreativität die Welt aus den Angeln heben? Wie sähe die Kopernikanische Wende in Bezug auf die soziale und die ökologische Frage, Krieg, Terror und Flucht aus, der visionäre Wurf, der kreativ aus dem verzweifelt-ptolemäischen Aktivismus herausführt, der versucht, alles innerhalb vorgegebener Verhältnisse und vertrauter Denkschemata mit immer gleich neuen Massnahmen beziehungsweise Verordnungen zu lösen?

Das Durchschlagen des als unlösbar geltenden Gordischen Knotens ist es nicht. Die Faszination des scheinbar einfachen «Taten statt Worte» unterschlägt, dass das Problem mit diesem Schwertschlag alles andere als gelöst ist; der Riemen, mit dem ein Joch an der Deichsel befestigt war, ist hinterher nicht mehr brauchbar. Gewalt erscheint, insbesondere, aber nicht nur, Männern in Konflikten als einfache Lösung, als aktives Handeln, im Gegensatz zur feigen Passivität, als Zauberstab, der die Welt in meine, in eine bessere Welt verwandelt. Aber Gewalt schreibt das Gesetz der Gewalt fort, provoziert neue Gewalt, alle schlagen immer nur zurück.

Allerdings: Gewalt ist – in dieser Welt, und da führt auch das «Worte statt Taten», «Verhandeln statt Bomben» nicht einfach ins Gelobte Land. «Nie wieder Auschwitz» oder «Nie wieder Krieg». Wie finden wir aus diesem gewaltigen Dilemma? «Die kreative Vernunft ist die Gegenkraft zu Angst und Gewalt, die immer komplementär sind», schreibt die Philosophin und Psychoanalytikerin Maja Wicki-Vogt in ihrem gleichnamigen Buch, «die kreative Vernunft, die den einzelnen Menschen, der sich gegen den grossen Strom, gegen Enttäuschungen und Erschöpfung zu halten versucht, trägt und manchmal gar beflügelt.»

Sind die Bedingungen, unter denen politische Entscheidungen gefällt werden müssen, der Vernunft und der Kreativität zuträglich? Die Arbeits- und Lebensverhältnisse der breiten Bevölkerung? Der Alltag von Parlamentariern und Ministerinnen – die von Finanzkrisen über Klimawandel, Rüstungsgeschäfte und Rentenverordnungen zum nächsten weltpolitischen Brennpunkt oder an eine Wieder-Wahl-Kampf-Veranstaltung jetten, um dann unter irgendeinem Rettungsschirm das nächste Entwicklungskonzept oder eine neue Verordnung für Gurken zu unterzeichnen. Und würden kreative Lösungen eine schweizerische Volksabstimmung überstehen?

Ganz ehrlich, wenn Sie an die prall gefüllten Lehrpläne und die komplexen Kompetenzraster beziehungsweise Zielkataloge denken, die von Lehrenden und Lernenden bewältigt werden sollen, damit Letztere «fit für die Arbeitswelt» werden, an die eng gestuhlten und durchnormierten Schulzimmer, die ausgeklügelten und die Tage in normierte Einheiten pressenden Stundenpläne – all das vor Augen: Würden Sie unter solchen Bedingungen und unter Androhung schlechter Noten die Quantenhypothese von Max Planck begreifen oder einen dialektischen Aufsatz zum Verhältnis Schweiz-Europa, inklusive kreativer Dramaturgie und origineller Argumentation, schreiben können?

Wenn Sie die Aufgabe bekämen, einen Ort zu schaffen, an dem gelernt wird und Menschen sich ihre ursprüngliche Kreativität aneignen – würden Sie dann die Schule, wie sie ist, erfinden? Würden Sie überhaupt einen gemeinsamen Bildungsort für alle entwerfen? Die Schule – Bildschulen natürlich ausgenommen – ist kein kreativer Ort. Die Zwangsinstitution Schule ist ein Ort der Vermittlung und Reproduktion, Bewertung und Entwertung, der Selektion und der Angst, und das bekommt weder der Kreativität noch dem Lernen. «Nichts haben Kinder schneller gelernt, als herauszubekommen, was die Lehrperson (schön) findet und für welche Gestaltungsformen sie eine gute Note bekommen», schreibt Iris Kolhoff-Kahl, «doch damit wird jede Kreativitätsförderung zur Farce und die Kinder werden in ein (Geschmackskorsett) geschnürt, das fremdbestimmt ist und nichts mehr mit Forschen, Gestalten, Erfinden oder spielerischer Suche nach neuen Lösungen zu tun hat.» Und eine Schule, welche die Lernenden mit Absenzenlisten und Bussen an den Bildungstrog zu treiben versucht, glaubt nicht an sich selbst.

Kreativität ist eine Unruhestifterin, sie gibt «falsche» Antworten auf nicht gestellte Fragen. Die Schule aber stellt unechte Fragen, und die Lehrpersonen wissen die Antworten. Was sollen da Schülerinnen noch aktiv oder gar kreativ werden? Wer Lernprozesse, auch kreative, auslösen will, braucht kein neues Fach, sondern, vor allem, eine neue Kultur, in der aus Schülern Subjekte des Lernens werden, und es braucht Lehrpersonen, so Kolhoff-Kahl, die «risikofreudig und offen gegenüber neuen Erfahrungen sowie unvorhersehbaren Ereignissen» sind und immer «(Spielraum für unvorhergesehene) Schülerantworten/-gestaltungen lassen».

Wie viel Unruhe vertragen unsere Arbeits-, Polit- und Bildungswelten? Sind wir bereit, das Risiko einzugehen, dass Kreativität alles auf den Kopf stellt und durcheinanderbringt – den Unterricht, die Lehrpläne, die Organisation der Schule insgesamt, das Lernen und das Leben. Schule, die kreativ und bildend sein will, muss bereit sein, sich mit

jeder Schülerin und jedem Schüler neu zu erfinden, Bildung laufend neu auszuhandeln, mit denen, die das Subjekt von Bildung sein müssten, damit Lernen gelingt.

Liebe Anna zum Vierten

Du weisst es, seit Jahren will ich mehr literarische Texte, endlich auch einen Roman schreiben, neuerdings über das Kind, das ungeborene, das seine Eltern und die Welt überhaupt beobachtet, untersucht und dann beschliesst, nicht zu kommen, so wie, umgekehrt, Föten auf Mängel gescannt werden. Aber ich lasse mich immer wieder ablenken – durch aktuellere Texte für eine Internetzeitung, die anders und ergänzend sein will. Oder durch dieses Referat.

Das Leben und die Welt stören meine literarische Produktion. Würde ich nicht besser den Flüchtlingen beim Deutsch-Lernen helfen, statt selber zu schreiben, wo es doch eh schon zu viele Bücher und Texte gibt? Dass die Hilfswerke im Moment mit freiwilligen Helferinnen und Helfern überschwemmt werden, entlastet mich.

Vor allem aber bin ich zu zuverlässig im Erledigen von Notwendigkeiten und Alltäglichkeiten. Auch mein Geld zu verdienen, ist immer wieder gelungen. Ich lasse mich von den Altersheim- und Steuerrechnungen meiner Mutter, meinen und deinen Computerproblemen absorbieren, bin zu ehrgeizig in der Zubereitung unseres Essens; wenn der Enkel kommt, möchte ich, dass er nie weinen muss und die Windeln immer perfekt sitzen, was natürlich nicht gelingt. Dürfen Kreative nicht lebenstüchtig sein?

Es ist wie immer – mindestens zwei, drei Mal möchte ich den Text wegwerfen. Zu banal, zu wenig originell, zu brav, nicht unterhaltsam, phantasielos. Flüstert mir einer ins Ohr, der immer mit mir am Tisch sitzt. Der Text genügt dem eigenen Entwurf nicht. Fast zufällig lasse ich Ideen fallen, streiche Sätze, selbst solche, die mir gefallen. Dem Publikum erspare ich erwogene kreative Interventionen, nachdem ich deine gerunzelte Stirn gesehen und meine Redezeit gestoppt habe. Manchmal möchte ich eine Idee nur haben, aber nicht umsetzen, die Geschichte nicht schreiben, die mir ein- und zugefallen ist.

Plötzlich der Bildschirm schwarz, Stromausfall, und ich habe Angst, die paar wenigen Sätze, die verloren gehen, könnten die entscheidenden gewesen sein. Aber was das Programm nicht zwischenspeichert, habe ich noch im Kopf. Ich bin gerettet und auf die Realitäten des Textes zurückgeworfen. Die Zeit reicht nicht, von vorne zu beginnen. Unterstützt Zeitdruck Kreativität?

Was möglich wäre, wenn die kreativitätshemmenden Bedingungen und Normen von Schule, wie sie ist, zumindest teilweise ausser Kraft gesetzt werden, zeigen unterschiedlichste Projekte.

Beispiel Schulhausroman: Unterstützt durch externe Autorinnen schreiben Schüler, insbesondere der Sekundarklassen B und C, häufig mit dem berühmten Migrationshinter-

grund, eigene Geschichten. Und dabei müssen sie für einmal nicht auf Rechtschreibung und Grammatik achten. Sprache bewegt sich ja nicht nur in den engen Grenzen zwischen richtiger Konjugation und falscher Grossschreibung, Sprache ist auch (oder eben nicht) anschaulich, spannend, farbig, verständlich, provozierend, ironisch, durchdacht. Und natürlich – kreativ. Das Ziel echter Sprachförderung müsste sein, mitzuhelfen, dass alle Kinder und Jugendlichen ihre Ideen, Wünsche, Meinungen, Gefühle und Erkenntnisse formulieren, ihre Geschichten erzählen und sich einmischen können, dass sie zu Wort kommen.

Hier setzt das Projekt mit seiner Leitidee an, indem es im Unterrichtsalltag einen Erzählraum schafft, «(relativ) frei vom Leistungs- und Kontrolldruck des schulischen Lernens», schreibt Co-Projektleiterin Gerda Wurzenberger in ihrer Dissertation «Schreiben im Brennpunkt von Intermedialität und Lebenswelt». Das Schreiben jenseits schulischer Normen macht es möglich, «das alltagssprachliche Wissen von Kindern und Jugendlichen in den Schulkontext» zu integrieren, so dass auch «bildungsferne Schülerinnen und Schüler zu sprachlichen Erfolgserlebnissen kommen».

Bei diesem Projekt gibt es keine Noten, dafür Publikum. Zentrales Element ist, dass die Texte der Schülerinnen und Schüler als Bücher und Broschüren gedruckt sowie in Form von Lesungen öffentlich gemacht werden. «Durch das Mitgestalten eines längeren Erzähltextes wird ihr Selbstbewusstsein im sprachlichen Ausdruck gestärkt. Die Schüler erleben, wie ihre Ideen von den Autoren aufgenommen und damit ernstgenommen werden, und dass diese Ideen literarisch interessant, also «etwas wert» sind.» Heisst es auf der Website des Projekts Schulhausroman.

Zweites Beispiel: methodos. In diesem freien Abiturprojekt wird das Lehrerinnen-Schüler-Verhältnis vom Kopf auf die Füße gestellt. Die Lernenden «suchen die Lehrer selbst aus und stellen sie auch an», notiert Alia Ciobanu in ihrem Buch «Revolution im Klassenzimmer». «Sie wollen lernen und bitten den Lehrer darum, ihnen zu helfen.» Schülerinnen und Schüler – die sich seit 2007 in diesem Rahmen aufs Abitur vorbereiten – sind gleichzeitig für die gesamte Organisation der Schule verantwortlich. Sie haben so sehr das Sagen, dass auch schon mal diskutiert wird, ob die Lehrpersonen, im Sinne einer Demokratisierung, nicht dasselbe Mitspracherecht wie die Lernenden erhalten sollten. Für die Absolventin und Buchautorin Ciobanu selbst hatte der Rollenwechsel von der passiven Konsumentin zur Verantwortlichen «unerwartet intensive Auswirkungen auf mein Verhalten, auf meine Sichtweise, auf die Freude, mit der ich die Dinge anging», schreibt sie, «Auf jedes einzelne Fach freute ich mich, jedes war spannend und interessant.»

Eine Kopernikanische Wende stellen solche Projekte nicht dar. Denn zum schulischen Stoff haben die Schülerinnen und Schüler auch da nichts zu sagen. «Nie wird gefragt, was wir denn eigentlich wissen wollen und warum», schreibt die in den Achtzigerjahren in Zürich aktive Autonome Lerngruppe (ALG). Obwohl Schülerinnen und Schüler eigentlich die Hauptpersonen in der Schule sein müssten. «Wir sind nämlich auch Bildungsexperten, und wir wissen, wovon wir reden», machen drei Schülerinnen der Evangelischen Schule Berlin Zentrum in ihrem Buch «Wie wir Schule machen» klar.

Immer wieder wird beklagt, die Lernenden beteiligten sich zu wenig am Unterricht. Aber wer sich beteiligen soll, muss zuerst beteiligt werden. Bildung kann nur gelingen, wenn Lernende am Bau des (Bildungs-)Houses, am Verhandlungsprozess über Inhalt und Form des Unterrichts massgeblich beteiligt werden. Wer mitbestimmt, was sie oder er lernen soll, ist auf diesen Zielen behaftbar, fühlt sich für deren Einlösung (mit-)verantwortlich und wartet nicht passiv das Tagesmenu ab.

Viele mögen einwenden, Schüler und Schülerinnen könnten gar nicht wissen, was sie lernen wollten beziehungsweise müssten. Aber stellen Kinder nicht schon seit Jahrhunderten Fragen, deren Antworten ganze Bibliotheken füllen und die weit über momentane Notwendigkeiten sowie Gelüste hinausgehen? Und was geht Bildungszielen anderes voraus als Fragen, auch danach, welche Fähigkeiten es für den gewünschten Beruf braucht? «Man muss nicht ALLES wissen, um auszudenken, was möglich ist.» Sagt Mira in Judith Nabs Ausstellung und Buch mit dem Titel «Mein Haus, der Rest der Welt und mehr».

Wovor haben wir Angst? Vor dem noch nicht Gedachten? Davor, dass unsere Kinder und Jugendlichen, mit Blick auf ihre künftige Welt, lernen wollen, was wir nicht besser wissen? Dass sie ihre selbst gesetzten Ziele engagierter, freudiger, hartnäckiger verfolgen könnten, als wir Ehemaligen den uns vorgesetzten Stoff abgearbeitet haben? Aber bedeutet echtes Lernen nicht gerade, sich in Unbekanntes wagen, sich vorstellen können, dass alles auch ganz anders sein könnte? Dass Schule nicht zwingend scheitern müsste? Haben wir genau davor Angst – dass Lernen bei denen, die nach uns kommen, gelingen könnte? Sogar in einer Art Schule, in einer anderen Schule, als wir sie kennen, weil sie dank kreativer Vernunft zur Schule der lernenden Subjekte geworden ist?

Liebe Anna zum Letzten

Ist Kreativität ein Zauberstab? Oder werden unsere kreativen Sprünge immer wieder durch Wahrnehmungsorgane und Denkstrukturen gestoppt? Ist die Kreativität, die allerorten gefordert wird, mit der Rettung der Welt nicht hoffnungslos überfordert? Macht sie den einzelnen Menschen stärker und vernünftiger? Wird die Welt mit jedem kreativen Menschen etwas besser? Oder dienen Kreative allen Herren? War nicht auch Rudolf Höss ein einfallsreicher Mensch? Der den Auftrag, möglichst viele Menschen in möglichst kurzer Zeit zu töten und zu beseitigen, technisch kreativ löste? In Auschwitz. Wozu Kreativität, wenn sie die Welt nicht anders, schöner, besser macht? Oder muss Kreativität nichts? So viele Fragen und keine wirklichen Antworten.

«Und wenn alles ganz anders wäre?» Der selbst gesetzte Titel rüttelt an den eigenen Sätzen. Und alles beginnt von vorn. Aber morgen steht das Essen wieder rechtzeitig bereit. Versprochen. Kreativität hin oder her.